

ches Beginnen, welches um einer Caprice, einer kleinlichen Eitelkeit oder auch nur um der Bequemlichkeit willen die höchsten Interessen gefährdet, indem es sie unberücksichtigt läßt. Ueberhaupt müssen Eifer und Freigebigkeit von der einen mit Geschmack und Ehrfurcht von der anderen Seite sich begegnen und einander die Hände reichen, wenn eine Restauration zum guten Ende geführt und nicht vielmehr eine Calamität für die Kirche, um welche es sich handelt, daraus erwachsen soll.

Die innere Ausschmückung der Kirche.

Wenn es heißt, irgendwo sei eine alte Kirche „verschönert“ worden, so kann man kühn zehn gegen eins darauf wetten, daß die Verschönerung im Wesentlichen darin besteht, daß der Tüncher die Wände mit weißer oder gelblicher Kalkmilch, den Rest aber, einschließlich alles Holz- und Eisenwerkes, mit Oelfarbe, etwa zu Marmor, angestrichen hat, daß alles irgend Altmodische ausgewiesen ist, daß der Boden mittelst großer, viereckiger Hausteine, die Fenster mittelst weißer Gläser renovirt, die Bilder gefirnißt und alle Ungleichheiten durch eine möglichst symmetrische Aufstellung des Möbelwerkes beseitigt wurden. Wo die Mittel reichlicher flossen, hat man vielleicht noch irgend einem akademischen Künstler ein Gemälde abgekauft oder aus der Eisengießerei einiges Geräthe kommen lassen, um den Platz auszufüllen, welchen die in die Numpelkammer verwiesenen alten Crucifixe, Standbilder, kurz diejenigen Gegenstände, welche man des Putzens und Anstreichens nicht werth hielt, vordem einnahmen. Die Communalbaumeister und die denselben vorgesetzten Bauräthe erklären die Anordnung für „einfach-edel“, dem Geiste der Zeit und den modernen Fortschritten der Kunstbildung durchaus entsprechend, worauf denn der Kirchenvorstand die, übrigens zumeist keineswegs so einfach-edel stylisirten Rechnungen mit der größten Befriedigung auf seine Kasse anweist, und Alt und Jung vor Freude darüber außer sich sind, daß ihre alte Kirche nun doch grade so aussieht, als wäre sie von gestern; kurz, der betreffende Architekt feiert Hand in Hand mit dem betreffenden Tüncher den schönsten Triumph.

Auch hier tritt jene Principlosigkeit, jenes Angehen gegen die Wahrheit und die Geschichte hervor, welche die heutige Kunst überhaupt, namentlich aber die Baukunst so entschieden charakterisiren. Kaum weiß man noch, was man will, geschweige denn, was man soll.

Die Beschlüsse des Trienter Concils*) so wie das französische Fabrik=decret vom 30. December 1809**) schreiben ausdrücklich regelmäßige Besuche der Kirchengebäude unter Zuziehung von Sachverständigen vor, um den Zustand derselben zu constatiren und für die Ausbesserung alles Schadhafsten unverweilt Sorge zu tragen. Es wäre zu wünschen, daß die hier vorgeschriebenen Revisionen, die entweder ganz außer Gebrauch gekommen oder doch in eine bloße Formalität ausgeartet sind, auf das Ernsteste eingeschärft und die darüber aufzunehmenden Protokolle durch die vorgesetzte Behörde scharf ins Auge gefaßt würden. Nur so ist es zu bewirken, daß richtige Grundsätze und ein einheitliches Verfahren allmählig Eingang gewinnen, daß dem Verderben und den Uebelständen schon im Keime begegnet wird, und es nicht zu gewaltsamen Curen von der zuvorgedachten Art kommt, welche im Grunde schlimmer sind, als das Uebel, dem sie begegnen sollen. Durch das lange Treibenlassen sieht man sich plötzlich in die Nothwendigkeit versetzt, über Hals und Kopf in Bausch und Bogen zu restauriren, und das Unglück ist da.

Vor Allem möchte ich rathen, einen Punkt ins Auge zu fassen, der nur allzu häufig übersehen wird — die in der Kirche herrschende Atmosphäre, zumal die Erhaltung des Gebäudes sowohl als der Geräthschaften so wesentlich dadurch bedingt ist. An manchen Orten hat man bereits angefangen, die Kirche zu heizen; eine lustige und trockene Kirche bedarf aber der künstlichen Erwärmung nicht; wir können es darin aushalten, wie unsere Vorfahren sie zu entbehren gewußt haben: sorgen wir nur, daß wir die gleiche Herzenswärme mit in die Kirche bringen! — Man vergewissere sich also nach Möglichkeit darüber, ob der Bau nicht feucht und dumpfig ist, ob ein gehöriger Luftwechsel darin stattfindet. Für letzteren sorgt man am Besten durch Anbringung von fogen. Wippsfenstern und möglichst großen Oeffnungen in den Schlußsteinen, oder wo sonst ein geeigneter Platz sich dafür findet. Meist hat indeß die Ungefundheit der Kirchen darin ihre Veranlassung, daß außen auf den Wasserabfluß nicht gehörig geachtet ist, daß man allmählig Erdanhöhungen, wenn nicht gar nachbarliche Servituten sich hat bilden lassen, wie dies, so zu sagen, noch täglich unter unseren Augen sich begiebt. Ein gehörig ausgepflasterter Abzugsgraben am Fuße

*) Sessio VII cap. 8 de reform.

**) Les marguilliers et spécialement le trésorier seront tenus de veiller à ce que toutes les réparations soient bien et promptement faites. Ils auront soin de visiter les bâtimens avec de gens de l'art au commencement du printemps et de l'automne. Ils pourvoiront sur-le-champ et par économie, aux réparations locatives ou autres qui n'excéderont pas la proportion indiquée en l'article 12, et sans préjudice toutefois des dépenses réglées pour le culte u. s. w. Art. 41 a. a. D.

der Mauern, oberhalb der Fundamente wird häufig schon Abhülfe gewähren. Vielfach findet sich auch im Inneren alter Kirchen eine Aufhöhung des Bodens, indem man um der Bequemlichkeit willen eine nothwendig gewordene neue Beplasterung stets auf die alte legte. Hier ist es in den meisten Fällen das Beste, das ursprüngliche Niveau und wo möglich auch die ursprüngliche Beplattung, wovon in der Regel noch bedeutende Reste vorhanden sind, sofern sie durch Dessins u. dgl. einen künstlerischen oder archäologischen Werth hat, wiederherzustellen. Derartige Arbeiten sind besonders aufmerksam zu überwachen, da sie häufig zu interessanten geschichtlichen Aufschlüssen führen, Gräber, Substructionen u. dgl. dabei zu Tage kommen, welche sorgfältig untersucht und erhalten oder doch jedenfalls genau beschrieben werden müssen, wenn etwa die Erhaltung unmöglich sein sollte. Es ist rathlich, zu solchen Arbeiten stets Sachkundige zuzuziehen, da äußerlich ganz unscheinbare Gegenstände, wie z. B. Münzen, Trümmer von altem Geräthe oder Bildwerk, ja selbst nur eben behauene Steine, welche bei derartigen Veranlassungen gefunden werden, leicht die wichtigsten historischen Anknüpfungspunkte darbieten. Als der Zopf in voller Blüthe stand und ein förmlicher Wetteifer herrschte, alles „Altfränkische“ abzuthun, oder doch mindestens mittelst Puder, Schminke und Schönpflasterchen möglichst zu verjüngen, machte sich ab und zu doch noch ein Rest von Pietät und Schamgefühl in der Art geltend, daß man die Trümmer des Zerstörten, besonders wenn dasselbe unmittelbar zu gottesdienstlichen Zwecken gedient hatte, in der Kirche, und zwar meist vor dem Hauptaltare, begrub. So resolut wie das Kölner Domkapitel, welches das wunderbar schöne Sacramentshäuschen direct aus dem Dome an den Rhein bringen und in dessen Tiefe versenken ließ, waren nicht alle gleichstrebenden Behörden. Das Capitel zu Chartres erwies z. B. dem Stein-Lettner seiner Kathedrale, als es denselben abbrach und durch ein eisernes Schnörkelgitter ersetzte, in der zuvorgedachten Weise die letzte Ehre. Bei der jüngst stattgehabten Restauration dieser Kirche fand der Architect Lassus noch so viel Ueberreste des herrlichen Werkes unter dem Fußboden vor, daß man aus denselben, wie sie zur Zeit in der Krypte ausgestellt sind, auf dem Papiere wenigstens, das Ganze reconstruiren kann. Aehnliches kommt nicht selten vor; die im Volksmunde fortlebende Tradition weist mehrentheils auf die rechte Spur, die man zu verfolgen hat.

Zuweilen wird es von großem Nutzen sein, dem Pflaster eine neue, durchaus trockene Unterlage zu geben. Wenn die Feuchtigkeit bereits in den Wänden festigt, müssen natürlich energischere Mittel zur Anwendung kommen, sei es nun, daß man die Mauern frisch ausfugt, oder daß man dieselben stellenweise ganz erneuert, wo denn besonders auf treffliches Material, reines Wasser,

guten Sand und Kalk zu sehen und Alles ferne zu halten ist, was, wie z. B. Gyps, die Feuchtigkeit anzieht. Die Hauptsache bleibt immer, daß man gegen die Ursachen solcher Schäden frühzeitig angeht, die Quelle des Uebels verstopft.

Die Herstellung eines regelmäßigen Luftzuges während der wärmsten Stunden des Tages ist in dieser Hinsicht besonders zu empfehlen. Niemals begnüge man sich damit, durch vorgelegtes Holzgetäfel oder in ähnlicher Weise die vorhandenen Uebelstände unsichtbar zu machen, oder durch bloße Palliative sie für den Augenblick zurückzudrängen.

Darum ist aber keineswegs alles Schadhafte sofort herzustellen; es kommt vielmehr dabei hauptsächlich auf die Natur des Uebels an. Man lasse z. B. lieber an der einen oder andern Stelle den Verputz fehlen, als daß man neuen auflegt, der mit der Umgebung eine schreiende Dissonanz bildet. Ueberhaupt ist man durchweg viel zu sehr geneigt, das Innere von Kirchen für restaurationsbedürftig zu halten. Der sonst gewiß recht löbliche Sinn für Reinlichkeit macht sich hier meist ganz zur Ungebühr geltend. Es wird dabei der sehr wesentliche Unterschied zwischen einem Wohnhause und einem Monumente, überhaupt einem öffentlichen Bauwerke, übersehen. In beiden kann man nicht strenge genug darauf halten, daß aller Schmutz, Spinnweb, Staub u. dgl. entfernt werden; bei der Kirche aber muß die Beziehung auf den Menschen, seine Behaglichkeit, seine wechselnden Bedürfnisse und Launen allerwärts zurücktreten und ein hoher, auf das Bleibende gerichteter Ernst sich zeigen. Man soll die Kirche in das Haus, keineswegs aber das Haus in die Kirche tragen; die Sauberkeit der Hausfrau in den ihr untergebenen Räumen paßt sich nicht für das Gotteshaus: der geschichtliche Rost ist hier mindestens eben so sehr am Orte, wie im Wohnhaus der glänzende Firniß.

Die vordem so klare Einsicht in das, was sich schickt, ist überhaupt in höchst bedauerlichem Maße verdunkelt; diese Einsicht aber ist es, welcher man es vorzugsweise beizumessen hat, daß selbst die schlichtesten mittelalterlichen Kirchen jenes Gepräge an sich tragen, welches den Eintretenden sofort mit Ehrfurcht erfüllt. Die äußere Erscheinung eines Werkes soll möglichst der Idee entsprechen, der es zu dienen hat. So muß denn der christliche Kirchenbau überall die Achtung vor der Vergangenheit, die Heilighaltung der Traditionen zu erkennen geben; er muß einfach, natürlich, harmonisch sein; er muß in kräftiger, ungesuchter, aus dem Grundgedanken gleichsam hervorquellender Schönheit blühen. Und nichts widerstreitet allem dem mehr, als das so beliebte Schminken eines altergrauen Bauwerkes, dieses Blenden durch Tapeziererkünste, durch bunten Flitter und glitzernden Tand, als jenes glatt-, gleich- und weiß Machen endlich, was alle Natur, Poesie und Geschichte verwischt. Bedenkt man erst gar, was Alles

durch diese Methode positiv zu Grunde geht, wie nicht selten die letzten Spuren von Wandmalereien, bei denen tiefe Frömmigkeit und ächtkünstlerisches Verständniß den Pinsel geführt, für immer verschwinden, wie die charaktervollsten Sculpturen bis zur Unkenntlichkeit verschmiert werden, wie jene, durch die Zeit aufgelegten unbestimmten Farbentöne, die alle Formen adeln und den perspectivischen Effect so sehr erhöhen, unter dem Leichentuche verschwinden, welches der Tüncher darüber ausbreitet, so begreift man in der That kaum, wie es möglich ist, daß gegen ein solches Verfahren noch geeifert werden muß, und noch weniger, daß bisher alles Eifern, seiner Wirkung nach, nicht viel mehr als ein Predigen in der Wüste war.

Auch hier also gilt das: in dubio abstinence! Besonders aber enthalte man sich der Tünche und Delfarbe. Sobald man einmal damit beginnt, ist das Ende schwer abzusehen; gegen das blendende Weiß und den Fettglanz stechen die alten Holz- und Eisensachen so sehr ab, daß man der Versuchung nicht widerstehen kann, auch an ihnen nach und nach die Tüncherquaste ihre kosmetischen Künste üben zu lassen; alles irgend Schadhafte, dem man solchergestalt den Anstrich der Neuheit nicht füglich geben kann, muß weichen oder wird kümmerlich ausgefleckt, das Ursprüngliche, Rechte ist nirgendwo mehr zu unterscheiden.

Am sichersten wird man gehen, wenn man sich so viel wie möglich in die Zeit der Errichtung des Baues zurückversetzt und seine damalige Erscheinung sich als Richtschnur dienen läßt. Zur Allgemeinen kann man mit Sicherheit annehmen, daß ein aus Haustein errichtetes Werk diesen Stein in seiner Natur sich zeigen ließ, falls nicht etwa eine künstlerische Bemalung stattfand. Den alten Steinmegern wäre es wahrlich nicht eingefallen, so scharfe Kanten und hervortretende Zierrathen mit aller Sorgfalt auszumeißeln, wenn gleich darauf mittelst eines teigartigen Ueberzuges ihre Mühe und Arbeit hätte zu Schanden gemacht werden sollen. Geht der Haustein nicht überall durch, so bringe man das übrige Mauerwerk mit dem Tone desselben möglichst in Uebereinstimmung, was in vielen Fällen, namentlich wo Sand- oder Tuffstein angewendet ist, am besten so geschieht, daß man die Hausteine zu Sand zerreibt und diesen in den Kalk mengt, wodurch denn alle Tüncherei und alles Suchen nach einem Steintone sich von selbst beseitigt. Sind verschiedenfarbige Steine in regelmäßigem Wechsel, oder gar Säulchen u. dgl. von hervorstechender Farbe vorhanden, so darf letztere in keiner Weise alterirt werden, auch auf die Gefahr hin, daß es zu dem Ganzen nicht so recht stimmt. Um diese „Stimmung“ ist es überhaupt eine sehr bedenkliche Sache; in der Regel fällt sie mit Eintönigkeit und Charakterlosigkeit zusammen.

Selbst bei einem Backsteinbaue, sofern derselbe irgend sorgfältig ausgemauert ist, bedarf es, wenigstens für die Wandflächen, eines Mörtelbewurfs nicht. Man fuge nur die Steine aus und puze allenfalls die Laibungen und das vortretende Gliederwerk ab, um es mit Laubgewinde oder sonst passenden Verzierungen zu schmücken. Ueberhaupt sind monotone Flächen möglichst ferne zu halten; kann man die Wände und Gewölbkappen nicht reicher ausstatten, so zeichne man lieber Steinfugen auf den Putz, als daß man Alles mit einer und derselben Farbe überzieht. Wo durch später aufgelegte Lünche oder Delfarbe der Haustein unsichtbar geworden, entferne man besagten Kleister. Zu diesem Zwecke eignen sich hölzerne Werkzeuge am besten, jedenfalls sollte man sich niemals metallener bedienen, wenn zarte, unterhöhlte Sculpturen zu reinigen sind. Die Cathedrale zu Autun ist z. B. ihrem ganzen Umfange nach mit Werkzeugen von hartem Holze entlüncht worden; in den meisten Fällen reicht sogar das bloße Abwaschen vollkommen aus, und zwar, wo Delfarbe zu beseitigen ist, mit einer Auflösung von amerikanischer Pottasche, wovon etwa ein Pfund auf eine Flasche Wasser kommt. *) Wenn bei einer Entlünchung alte Wandmalereien zum Vorschein kommen, so nehme man die Kalkschichte in der Art fort, daß man dieselbe mittelst eines Schwammes leicht mit heißem Wasser anfeuchtet, wobei indeß selbstredend mit der größten Vorsicht zu verfahren ist, damit nicht die Malerei darunter leidet. Zuweilen läßt sich gedachte Schichte auch schon durch leises Aufklopfen mit einem hölzernen Hammer entfernen. Solche Operationen sind freilich unter Umständen harte Geduldsproben; allein sie lohnen sich stets und die Liebe zur Sache wird nicht davor zurückschrecken. Um sich denselben nicht unterziehen zu müssen, beeilt man sich indeß meist lieber, alle Spuren solcher Entdeckungen möglichst gründlich auszutilgen, damit die Archäologen nicht dahinter kommen und vielleicht gar gegen das Ausweisen der Kirche Protest einlegen.

Sind die aufgedeckten alten Wandmalereien der Art, daß sie noch ein Ganzes bilden oder als solches herzustellen sind, so müssen sie erhalten werden; in keinem Falle zerstöre man dieselben, ohne vorher Sachverständige darüber zu Rathe gezogen zu haben. Ist vielleicht auch zur Zeit eine geeignete Herstellung noch nicht zu bewirken, so wird dies doch voraussichtlich nicht immer so bleiben, da Alles aufgeboten werden muß, um die monumentale Malerei wieder in Aufschwung zu bringen, so daß, wie vor Zeiten,

*) Die Steinkanzel im Straßburger Münster, deren wunderbares Figurenwerk im Delfleister so zu sagen untergegangen war, ist theilweise unter meinen Augen solcherge-
stalt in ursprünglicher Reinheit wiederhergestellt worden. Die Auflösung wird mit einem
Pinsel so oft aufgetragen, bis die Kruste sich erweicht und abgeht.

jedem Bedürfnisse von ihr entsprochen werden kann. Schon jetzt sind wir Aufgaben gewachsen, an deren Lösung vor zwanzig Jahren Niemand gedacht hat; mit Gottes Hülfe und gutem ausdauernden Willen wird es gelingen, weiter zu kommen und den Alten es nicht bloß nach-, sondern selbst vorzuthun. Das vorstehend empfohlene Verfahren wird voraussichtlich vielfach Anstoß erregen. Die Augen sind einmal durch die allerwärts herrschende Eintönigkeit, namentlich durch den wohlfeilen Schimmer der Delfarbe stumpf geworden; der Sinn für strenge Tinten, für das feine Spiel der Zufälligkeiten und die zarten Abstufungen in Licht und Schatten ist fast gänzlich abhanden gekommen; man verlangt eben nur eine momentane Befriedigung; man will nicht zum Nachdenken aufgefordert sein; je nichts-sagender die Oberfläche ist, auf welche der Blick fällt, je weniger eine irgend tiefer gehende Erregung dadurch veranlaßt wird, desto wohliger ist der Menge, die allerwärts am liebsten sich selbst im Spiegel sieht, dabei zu Muthe.

Diejenigen, welche etwa aus der Kostspieligkeit der Bemalung von Kirchen in mittelalterlicher Art einen Einwurf herzuholen geneigt sein sollten, sind im Irrthume. Nur die moderne Behandlungsart, welche die Staffeleimalerei auf die Wände überträgt und dieselben durch dramatische Darstellung zu beleben versucht, hat es zu verantworten, wenn in der fraglichen Beziehung allerdings niederschlagende Erfahrungen gemacht worden sind. Ueberhaupt pflegt man heutzutage mehr den Künstler, als die Kunst zu bezahlen, und zwar Erstere nicht selten nach den Preiscouranten der Sängerinnen und Tänzerinnen. Die Alten behandelten die Sache ganz anspruchslos handwerksmäßig; es war mehr auf eine allgemeine Wirkung abgesehen, auf eine Hebung des Totaleindruckes des Bauwerkes, als auf eine vollendete Darstellung im Einzelnen. Man bediente sich ganzer, voller, satter Farben, besonders des Roth und Blau, und schmolz dieselben gleichsam durch das Gold, welches reichlich angewendet wurde, zusammen. Bei den überaus einfachen Figuren herrschte die Zeichnung entschieden vor; die Farben wurden kunstlos in breiten, gleichmäßigen Massen aufgetragen und meist mit architektonischen Einrahmungen versehen; überall gab sich der ornamentale Zweck zu erkennen. So blieb denn auch die Ruhe und Einheit des Baues bei allem Farbenglanze unbeeinträchtigt, während die Bravourstücke unserer Maler es den Kirchenbesuchern kaum gestatten, sich vor Gott zu sammeln. Es thut dringend noth, daß die alten kirchlichen Wandmalereien aufgesucht, studirt und in weitere Kreise gebracht werden, jedoch wohlgemerkt, nicht zu dem Zwecke, damit man durch Nachbildung derselben oder etwa sogar vorzugsweise desjenigen, was fehlerhaft in ihnen ist, künstliche, gleißnerische Antiquitäten in die Welt setze, sondern damit

man im Gegentheil das Natürliche, Wahre und Zweckentsprechende wieder so recht erkennen lerne und ihm nachstrebe. Die Kunstvereine sollten sich solche und ähnliche Aufgaben stellen, statt eine Production zu fördern, welche den „Kunstmarkt“ mit Nachwerken überschwemmt, die am Ende aller Welt, die Producenten selbst häufig nicht ausgenommen, zur Last sind. Die Gegner der archaisch-hieratischen Darstellungsweise bei dem Ausmalen der Kirchen machen sich die Polemik denn doch allzu bequem, wenn sie zur Behauptung ihres Standpunktes immer so thun, als erfordere dieselbe verzerrte Züge, groteske Stellungen, ausgereckte Leiber, unnatürliche Extremitäten, grobe Verstöße gegen die Anatomie und was dergleichen mehr ist. Es ist ein bekannter dialektischer Fechterkniff, die Behauptungen des Gegners zu übertreiben, um ihnen dann desto leichter die Spitze abbrechen zu können. Im Uebrigen sind aber die Fehler der Alten, die wirklichen nämlich (denn Vieles, was unsere Neologen für Fehler ansehen, sehen eben sie fehlerhaft an), keineswegs so plump und zahlreich, wie man es nach dem Geschreie darüber glauben sollte*); dem sei aber, wie ihm wolle, ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß, wenn wir den geistigen Gehalt jener alten Malereien uns nur wieder anzueignen wüßten, wir kühn alle ihre Fehler mit in den Kauf nehmen könnten.

Das eben hinsichtlich der Wandmalereien Gesagte findet in mehrfacher Beziehung auch auf die Farbenfenster Anwendung. Es ist erfreulich zu sehen, und von guter Vorbedeutung, wie allwärts das Interesse für einen Kunstzweig wieder auflebt, welcher das ausschließliche Eigenthum des Christenthums ist und — vielleicht grade um deswillen — in den philosophischen Jahrhunderten die Zerstörungswuth vorzugsweise auf sich gezogen hat. Handelt es sich darum, solche Unbilden wieder gut zu machen, so ist vor Allem dahin zu wirken, daß die Fenstermalerei dem Style des Bauwerkes entsprechend gehalten wird.

Wenngleich frühe schon farbiges, mosaikartig zusammengesetztes Glas angewendet ward, den Mosaiken entsprechend, welche die Wände der Basiliken schmückten, so datirt die Einführung der eigentlichen Glasmalerei doch nicht vor das 9. Jahrhundert zurück und unter den noch vorhandenen Farbenfenstern möchten sich schwerlich welche befinden, die vor dem 12. Jahrhundert angefertigt wurden. In denselben herrscht noch immer die mosaikartige Behandlung unbedingt durch. Mittelfst unzähliger, gegossener, nicht gezo-

*) Wollte man sich nur bemühen, die mehr und mehr wieder ans Licht tretenden alten Wandmalereien (wir führen beispielsweise die jüngst im Dome und der Nicolaicapelle zu Soest und in der Schwarzeheindorfer Kirche bloßgelegten an) etwas näher ins Auge zu fassen, so würde man vielleicht endlich zur rechten Einsicht gelangen.

gener, Bleistreifen sind sie aus kleinen Stücken, meist blauen und rothen Hüttenglasess zusammengesetzt, während kräftige, der Regel nach durch das Blei gebildete Contouren, welche eine leichte, aber derbe Schattirung mit der Lokalfarbe vermittelt, die Figuren markiren. In jedem Fenster dominirt Ein Grundton; helle und matte Farben kommen nur in den untergeordneten Verzierungen vor: eine kräftige, harmonisch-glänzende Totalwirkung war auch hier der Zielpunkt, den man vorzugsweise im Auge hatte. Indem man schon im Schmelzofen der Außenseite die Glätte benahm, brachte man jenen bräunlichen, eben so wohlthuenden als imponirenden Charakter hervor, welcher unseren heutigen Farbensfenstern durchweg abgeht. Die Kraft der Farbenwirkung ist bei der Glasmalerei wesentlich durch die Ausschließung des vollen Lichtes bedingt; es wird eine Farbe in dem Maße leuchtender, in welchem dunkle Partien sie umgeben; die Durchsichtigkeit ist eines der Radikalgebrechen der modernen Behandlungsweise; das Durchscheinen hingegen ist durch das Wesen des Fensters geboten, welches Wesen in feiner Hinsicht verläugnet werden darf. Schon in dieser Periode sind übrigens die Zierrathen mit vieler Sorgfalt angefertigt, während die Figuren, welche mit Rücksicht auf die Perspective um so stärker hervorgehoben und accentuirt werden, je mehr die betreffenden Fenster sich in der Höhe befinden, einen fast hieroglyphischen Charakter an sich tragen. Schwunghaftes Laub- und Zweiggewinde, arabeskenartiges Ornament auf Mosaikgrund, schneckenförmig gewundene Akanthus- und Lotusblätter, Netzwerk u. dgl. charakterisiren die in Rede stehende Periode, welche im Allgemeinen mit der des romanischen Baustyles zusammenfällt.

Mit der gothischen Architektur sehen wir auch einen entsprechenden Glasmalerstyl sich entwickeln, dessen Haupteigenthümlichkeit darin liegt, daß statt der kleinen Figuren-Gruppen in Medaillons und der bandartig geflochtenen, rautenförmigen Felder große, einzelfstehende reichdrappirte Figuren in starrer, symbolischer Haltung meist auf einem, aus in einander verschlungenen geometrischen Figuren gewobenen Teppichgrunde dargestellt sind, von welchem sich architektonisches Beiwerk, Baldachine, Consolen, Fialen u. s. w. abhebt. Alle diese Dinge sind in ganz conventioneller Weise ohne alle Perspective auf Einer Ebene gezeichnet und so trefflich angeordnet, daß trotz der so großen Menge von Glasstücken nie Verwirrung eintritt. Das Handwerk mit seinem sicheren, stets auf das Praktische gerichteten, auch das Kleinste in Anschlag bringenden Takte und seinen durch tägliche Uebung fast mechanisch gewordenen Handgriffen that eben das Beste dabei. Wo die Mittel für reiche Darstellungen nicht ausreichten, verzierte man den Grund Grau in Grau (sogen. Grisailen); niemals aber leistete man ganz Verzicht darauf, den Fenstern durch Farben und Dessins wenigstens andeutungsweise den höheren

Charakter zu geben, welchen die Bestimmung und die Würde des Gotteshauses allem Einzelnen gegenüber in Anspruch nehmen.

Die Fenster des 13. Jahrhunderts sollen uns im Allgemeinen als Muster dienen. Vor Allem empfiehlt dieselben ihre, großentheils durch die gleichmäßige Behandlung der Figuren und der Verzierungen hervorgebrachte Einheitlichkeit und Einfachheit; sie sind, was sie sein sollen: lichtdurchwirkte Teppiche. Es ist eine Flächen- und Decorations-Malerei, welche, ihrer Natur nach, alle feineren Schattirungen und zarten Einzeltzüge, so wie jede Rücksichtnahme auf Linien- und Luftperspective ausschließt. Die Farben, die hier unbedingt über die Formen dominiren sollen, müssen mächtig, aber harmonisch, reich und mannichfaltig, aber nicht confus erscheinen, die Verbleibungen endlich sich geschickt der Zeichnung anschließen und ja nicht zu spärlich angewendet werden, indem sie vorzugsweise die mechanische sowohl als die artistische Kraft des Ganzen bedingen. Ein besonderes Augenmerk ist noch darauf zu richten, in welcher Ferne, namentlich in welcher Höhe die Fenstermalereien sich zu präsentiren haben, und die Zeichnung der Figuren, wie alles Bauwerkes darnach einzurichten. Die langen, stets nach unten gestreckten Füße der ersteren, die eigenthümliche perspectivische Darstellung des letzteren und viel Sonstiges mehr, was man so gerne für Unbeholfenheit oder Geschmacklosigkeit ausgiebt, findet meist in jener Rücksicht seine volle Rechtfertigung. Unsere academischen Künstler, die gerne kostspielige Cartons anfertigen, welche sich auf Kunstausstellungen produciren und vielleicht noch besonders verwerthen lassen, finden freilich bei den „gothischen Kartenkönigen“ nicht ihre Rechnung; allein die Kirchen fahren, wie es der Augenschein lehrt, um so besser dabei. Nicht minder ist fast Alles, was man an den Hervorbringungen unserer Glasmalerei-Anstalten zu loben pflegt, geradezu vom Uebel: Schwung in der Composition, sorgfältige Modellirung, Mannichfaltigkeit der Fleischtöne, lebendiges Hervortreten aus der Umrahmung, drangvolle Handlung, Beobachtung der verschiedenartigsten Reflere, plastisch-abgerundete Gruppierungen u. s. w. — alle diese „Errungenschaften“ der Neuzeit, deren relativer Werth hier übrigens in keiner Weise bestritten werden soll, widerstreben dem innersten Wesen der Glasmalerei, wenigstens der monumentalen Glasmalerei. Es kommt dabei in der Regel am Ende die unstäte, fadenscheinige, fast- und kraftlose Waare heraus, womit jene mit so großem Kostenaufwande unterhaltenen Institute schon so manches ehrwürdige Gotteshaus verunziert haben. Alles reducirt sich auch hier im Grunde wieder auf die Frage, ob die Kunst der Kirche, oder ob die Kirche der Kunst zu dienen hat.

Schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts fing man an, sich auf Abwege zu begeben. Statt des festen, geschlossenen Mosaikgrundes, der

so trefflich zu den einfachen, männlichen Architekturformen paßt, wurden große Scheiben mit kunstvoller Bemalung eingeführt; das kraftvolle Rippenwerk aus Blei verschwindet mehr und mehr; die architektonischen Motive werden bis zum Barocken phantastisch; die sorgfältig modellirten Figuren gruppiren sich malerisch und gefallen sich, so zu sagen, in dramatischen Attitüden. Die gelben und hellgrünen Töne nehmen immer mehr überhand, überhaupt verlieren die Farben durch Nüancirungen ins Unendliche ihre Kraft; perspectivisch gehaltene Hintergründe, Landschaften und Gebäude erscheinen, — mit Einem Worte: die Anarchie, welche die sogen. Renaissance in die christliche Baukunst brachte, spiegelt sich auf die entschiedenste Weise in der damaligen Glasmalerei ab. Wie verkehrt aber auch, dem Principe nach, dieser im Verfolge an Kraftlosigkeit hingeschiedene Styl gewesen sein mag, immer noch bleibt er durch die darin waltende Technik und den Glanz, welchen er ausstrahlt, wahrhaft bewundernswerth, während die naturalistischen Transparentbilder unserer Zeit, mit seltenen Ausnahmen, wozu beispielsweise die Seitens des Königs von Baiern dem Kölner Dome geschenkten Fenster zu rechnen sind, nur die Fehler, nicht aber die Vorzüge der in Rede stehenden Kunstperiode an sich tragen und nicht einmal als sogen. Effectstücke in Betracht kommen können. Hier, wie bei der Wandmalerei, hat man sich vor Allem die großen fundamentalen Principien zu vergegenwärtigen, hinsichtlich der Ausführung aber an die alte Weise wieder anzuknüpfen und ohne alle künstlerischen Prätenstionen in die Fußstapfen jener Meister zu treten, deren traditionelles Geschick eine bessere Gewähr für das Gelingen darbot, als die raffinirteste Doctrin sie jemals zu geben im Stande sein wird. Solchergestalt wird es möglich, der Glasmalerei wieder jene allgemeine Anwendung zu geben, welche sie im Mittelalter gefunden hat: dieser Schmuck aber ist der Heiligenschein, die Verklärung der christlichen Baukunst, durch welchen sie allererst den Charakter der Vollendung erhält.

Es reichen übrigens, bei richtigem Verständniß, schon verhältnißmäßig geringe Mittel aus, um ganz erträgliche Farbenfenster herzustellen, da farbiges Glas nicht viel theurer ist, als gutes weißes und das Malen und Brennen einfacher Muster einen großen Aufwand nicht erfordert*), die An-

*) Einen praktischen Beweis für das oben Gesagte liefert bereits die Glasmalereianstalt des Hrn. Baudri, Herausgebers des „Organs für christliche Kunst“ in Cöln. Namentlich sind die für eine, von V. Stas erbaute gothische Capelle des Hrn. Jansen, in der Nähe von Cöln an der Straße nach Zülrich, in dieser Anstalt gefertigten Farbenfenster zu erwähnen. Im Schlußfenster ist eine Muttergottes, sitzend mit dem Kinde, dargestellt; in den übrigen Fenstern sieht man lebensgroße Engel, Sprüche haltend. Die von A. Rambour, Conservator des städtischen Museums, entworfenen Zeichnungen bekunden dessen Vertrautheit mit den großen alten Mustern und Meistern.

ordnung aber, worauf es wesentlich ankommt, nichts kostet. Wo ein größerer Aufwand gemacht und eine umfassendere Composition bestritten werden kann, ist in Betreff der Ausstattung der Fenster mit Figuren zu bemerken, daß dieselben ihrem Range nach, namentlich je nach der Nähe ihrer Beziehung zu Christus vom Chorende aus nach dem Schiffe hin aufzureihen sind. Ein besonders geeigneter Gegenstand für das äußerste Fenster im Chorschlusse ist die Passion.

Zweierlei Gattung von Puscherei muß unter allen Umständen ferne gehalten werden: erstens die Benützung farbiger Gläser ohne alle Zeichnung, wie solche zu den Aushängeschildern der Gläser verwendet zu werden pflegen, und sodann das wahrhaft abscheuliche Auskunstmittel, die farbigen Hüttengläser mit Oelfarbe zu beflecken. — Ganz einfache Muster, wie z. B. eine heraldische Lilie, ein Klee- oder Eichenblatt, eine Perlschnur, können schon, bei gehöriger Wahl und Vertheilung der Farben, eine treffliche Gesamtwirkung hervorbringen; äußersten Falles aber gebe man der Glasfläche durch schräg laufende Rauten, verschlungenes Netzwerk oder eine sonstige geometrisch gebildete Figuration wenigstens annähernd ein kunstmäßiges Ansehen. Schon das bloße Spiel mit Gegenätzen und Analogien nach einem mathematisch gegliederten Schema schließt eine Art von gestaltender Thätigkeit in sich und streift an das Gebiet des künstlerischen Schaffens.

Große quadratische Scheiben und hölzernes oder gußeisernes Sprossenwerk sind in Kirchen schlechterdings nicht zu dulden.

Die Verzierung der Fußböden muß, dem Grundgedanken nach, der Verzierung der Wände und Fenster entsprechen, wie sehr auch der Stoff und die Bestimmung auf die äußere Erscheinung modificirend einwirken. In den alten Basiliken erglänzte der Boden von Mosaik aus harten, häufig sehr kostbaren, teppichartig gefügten Steinchen (*opus alexandrinum*). Das Mittelalter pflegte sich eines weniger kostspieligen Materials zu bedienen. Mittelft gebrannter quadratischer Platten, die meist zu je vier ein Dessin ausmachen, bildete man in den gothischen Kirchen die Pflasterung. Zirkel, Curven, Sterne, Kleeblätter, Rosen, symbolische Thiergestalten, heraldische Embleme, belebt durch Borduren und Sprüche, spielen da in einander und gewähren einen eben so zweckentsprechenden, als sinnvollen Reflex der in dem Ganzen waltenden Formen. Die vorherrschenden Farben sind roth und gelb; je nach dem Maße des Aufwandes kommen indeß auch noch andere Farben, selbst Gold vor, letzteres besonders in eingeschlossenen Capellen und der nächsten Umgebung der Altäre. Im 14. und 15. Jahrhundert findet sich dieser Schmuck, besonders in Frankreich und England, zu einem hohen Grade von Vollendung gebracht. In neuester Zeit haben diese Länder auch wieder die Initiative ergriffen, während Belgien auch

hier mit seinem todten, aus der Zopfzeit überkommenen Marmorlurus noch gar weit zurück ist. Die Anstalten von Menton in London und Didron in Paris bieten bereits eine überaus reiche Auswahl von Fliesen, meist nach alten Mustern dar. Obgleich das englische Material schwerlich in Deutschland zu gewinnen sein wird, so ließe sich doch wohl für das gewöhnliche Bedürfniß Zureichendes herstellen. Im Mittelalter pflegte man diese Fliesen in folgender Art ganz einfach herzustellen. Man fertigte die Platten, meist sechs Zoll im Quadrat, aus Thon und drückte in schwachem Relief gehaltene Chablonen darauf; die hiernach sich ergebende eingetiefte Zeichnung ward mit einem bläulichen Thone gefüllt und die obere Fläche sodann, zum Zwecke der Milderung der rothen Grundfarbe, mit einem gelblichen Firniß überzogen.

Wendet man Hausstein zur Beplattung an, so werden die Muster (Kreuze, Sterne u. s. w.) größer und einfacher zu halten sein; ein gewisses Formen- und Farbenspiel läßt sich unter allen Umständen ohne besonderen Kostenaufwand anbringen, falls es nur an dem guten Willen und einigem Verständniß nicht fehlt, und man nicht, wie es leider gewöhnlich geschieht, den Fußboden einer Kirche mit Hausfluren und Trottoirs auf Eine Linie stellt, so daß ein Schachbret das Höchste ist, wozu man sich aufzuschwingen vermag.

Mit noch größeren Schwierigkeiten, als die malerische, ist die statuarische Ausschmückung einer Kirche verbunden, und zwar sind diese Schwierigkeiten mehr persönlicher als sachlicher Natur, indem die Bildhauer durchgängig in noch höherem Grade den katholischen Traditionen abgesagt haben, als die Maler. Statt nach Freiburg, Rheims, Amiens, Chartres zu wandern, wo noch ein Volk von Statuen zu sehen ist, welches, wie durch eine Art von Wunder, die Katastrophen aller Art überlebt hat, um uns die bildnerische Sprache des Christenthums zu lehren, geht man mit schweren Kosten zu heidnischen und asterheidnischen Nuditäten in die Schule, und bedenkt demnächst unsere altergrauen Cathedralen mit kostspieligen Marmorsachen, die, selbst wenn sie ausnahmsweise eine gute Intention zeigen, doch stets einen anderen Geist athmen, als die Bauwerke, denen sie dienen sollen, und förmlich aus dem Rahmen fallen. Hoffen wir, daß aus den sich wieder gestaltenden Steinmexenhütten auch wieder eine monumentale Sculptur hervorstößt, die sich jenes untergeordneten Verhältnisses zur Architektur nicht schämt, vielmehr wie die altadelige Devise: „Ich dien“, stolz zur Schau trägt.